
FAMA

Nr. 1
Januar
1985

Feministisch - theologische Zeitschrift



Sarah Schuhmann

Schwesternstreit

EDITORIAL

FAMA, der neue Name für unser Bulletin, bedeute Orakelspruch, Gerücht, guter oder schlechter Ruf und Ruhm, hiess es in der letzten Nummer. Ein Gerücht ist sie, unsere Zeitschrift, ein Projekt, das vom Weitererzählen lebt. Dass ihr Ruf nicht allzu schlecht ist, das beweisen uns eure Bestellungen von Abonnements und Probenummern, die uns gut tun und Mut zum Weiterarbeiten geben. Den Ruhm, den erträumen wir nicht, nur dem Orakel, dem meist unheilvollen, möchten wir entgehen: dass wir uns zuviel vorgenommen, zu knapp kalkuliert haben und uns die neue, schönere Form finanziell nicht leisten können. Deshalb bitten wir euch, die bezogenen Nummern unserer Zeitschrift auch wirklich zu bezahlen (wenn irgendetwas mit einem Gönnerabonnement zu unterstützen) oder, wenn ihr sie nicht haben wollt, sie auch abzubestellen.

Schwesternstreit – mit diesem Begriff verbindet sich nicht nur die nüchterne Konstatierung eines konflikthaften Zustands der Frauenbewegung, sondern auch eine Verletzung. Wir haben erfahren und lernen müssen, dass zwar unsere Unterdrückung ans Geschlecht gebunden ist, nicht aber unsere Solidarität. Dass die geteilten Erfahrungen von Einschränkung und Diskriminierung uns zwar verbinden, jedoch nicht genügen, um aneinander auch die Verschiedenheiten zu akzeptieren. Die Tatsache, dass wir alle Frauen sind, ist eine zu schmale Basis, um Solidarität und Schwesterlichkeit leben zu können. Wir sprechen nicht gerne davon und haben uns eine Art Schweigen darüber verordnet – nicht allein deshalb, weil es schmerzlich ist, sich verbunden zu fühlen und doch streiten zu müssen, sondern weil wir niemandem den Triumph gönnen wollten, uns in «Fraktionskämpfe» verstrickt zu sehen.

Was verschwiegen wird, findet trotzdem statt und wir gehen nicht sanft miteinander um, auch wenn wir das von uns ausgesprochen gefordert haben. Wir tun uns schwer damit, individuelle Lebenskonzepte und gesellschaftlich-politische Strategien verbinden zu lernen – und zwar weil es tatsächlich schwer ist. Diese Erfahrung teilen wir wohl mit allen, die an der Veränderung arbeiten.

Was wir uns vorgenommen haben ist nichts Leichtes. Die Schwesterlichkeit ist etwas Schweres, aber auch Gewichtiges und harte Arbeit. Zu Anfang war alles so einfach: ich bin eine Frau, du bist eine Frau, wir entstammen derselben Kultur, denselben Erfahrungsräumen, entdecken aneinander und miteinander unsere Wünsche und das, was uns mangelt und wir nehmen uns vor, uns, wo immer es geht, gegenseitig stark zu machen.

Das Verbindende war und ist noch immer da – aber inzwischen hat sich auch das Trennende, die Vielfältigkeit unserer «Wahl», unserer Lebens-Wahl, Raum verschafft. Und da wir, wie die meisten, unsere Wahl für die richtige halten, kämpfen wir um deren Anerkennung, als ob sie sonst wertlos würde.

Kämpfen sollten wir schon, aber dafür, dass das feine Netz, das wir zwischen uns gesponnen haben, nicht zerreisst. Wir sollten in aller Sorgfalt nach den Gründen unserer Verschiedenheit fragen und lernen, einander an den Vorteilen, die unsere jeweilige Lebenswahl bringt, teilhaben zu lassen, anstatt sie für alle verbindlich zu machen. Und bei alledem dürften wir nicht vergessen, dass wir einander brauchen, um als einzelne oder als Bewegung nicht unterzugehen. Auf der Ebene der Sehnsüchte und der Verletzungen ist Begegnung, ist Solidarität möglich – ohne die gerade darin erfahrene Nähe verlören wir nicht nur die Verbindung zueinander, sondern auch die Verbindlichkeit unserer Hoffnung auf Veränderung.

Wenn unsere Nummer zum Thema «Schwesternstreit» etwas Nachdenklichkeit in unser Streiten brächte, wäre das sehr schön.

Silvia Bernet-Strahm

SCHWESTERNSTREIT

Schwesternstreit – Konflikte unter Frauen

Mit Schwesterlichkeit hat er begonnen, der Aufbruch von Frauen, mit einer Sehnsucht nach Befreiung und Kollektivität, mit einer Euphorie von Solidarität, deren Inhalt, so klar und unbestimmt zugleich, «Frausein» hiess. Klarheit herrschte im Wissen, dass die Gesellschaft, in der wir leben, nicht einfach Demokratie oder Republik oder Kapitalismus zu nennen ist, sondern Patriarchat, Vater-Land, Heimat der Männer und dass unser Leben gezeichnet ist von einer darin erzwungenen Begrenzung durch das Geschlecht. Frausein hiess der gemeinsame Nenner unserer Unterdrückung und unserer Befreiung. Frausein war die Wurzel unserer Verletzungen und unserer neuerwachten Stärken. Was uns zu mangelhaften, zweitrangigen und abgewerteten Wesen machte, eben diese Tatsache, eine Frau zu sein, würde uns nun zur Verheissung, zum Anlass neuer Selbstdefinitionen. Was aber dieses Frausein ist, das abzulegende und das neu zu lebende, darüber herrschte und herrscht noch immer Unklarheit, eine Unklarheit, die sich aus einem ganz spezifischen Dilemma ergibt, das Rossana Rossanda folgendermassen beschreibt:

«Der neue Feminismus ... sah sich gezwungen, ein radikal **anderes** Prinzip der weiblichen Identität zu suchen (als die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrem vorrangigen Ziel der Gleichberechtigung). Und dabei litt er – und leidet er meines Erachtens noch heute – an einem chronischen Schwanken zwischen zwei Versuchungen, das nicht selten zu einer Verknüpfung führt: auf der einen Seite die Suche nach einer Identität in jener abgesonderten Sphäre, die den Frauen aufgedrängt worden ist, die aber seit Jahrtausenden ihren geübten Alltag ausmacht – nämlich im Reich der Affektivität, der Körperlichkeit, der Gefühle, der Gewaltlosigkeit, der Sanftheit, der Schönheit, der täglichen Reaffirmation des Lebens, bis hin zur Verherrlichung der weiblichen Sexualität als der ach so zarten, diffusen, fließenden, rezeptiven und zur Wiederentdeckung der Mutterrolle als Schicksal. Auf der anderen Seite die heftige Ablehnung dieser Identifikation, weil sie in jedem Falle, ob aufgezwungen oder gefordert, als Projektion der Identität des Anderen entsteht, als komplementäres Trugbild der männlichen Sexualität. Doch hier erhebt sich die bange Frage, ob die Frau dann nicht im

Grunde ein Un-Wesen ist, ein Un-Geschlecht, eine Un-Kultur, nie anders denkbar noch je gedacht als im jahrtausendealten Denkmuster des Mannes, des einzigen, das existiert. Sobald sich der radikalste Feminismus so wahrzunehmen beginnt, wird seine Dimension tragisch und seine Negation total ... Wie kann die Frau, wenn sie nur das Trugbild des Mannes ist, ein neues Realitätsprinzip begründen?» (1)

In der Unsicherheit darüber, was nun zu überwinden ist und worin denn die Verheissung und damit auch die mögliche politische Strategie liegt, in diesem Klima der Undeutlichkeiten und Ungewissheiten wurzelt der Streit, beginnen die Abgrenzungen, die Wertungen, die Hierarchien von Konsequenz und Radikalität, die Spaltungen.

Die anfänglichen Gemeinsamkeiten, die Versuche, «die Konkurrenz (um den Mann, um männliche Anerkennung) hinter sich zu lassen» (Monika Jaeckel), und auch all die stärkenden Erfahrungen mit Frauen in diesem Prozess, wichen der Erkenntnis, dass die gemeinsame Abgrenzung gegen männliche Wunschprojektionen und faktische Unterdrückungssituationen, noch keine positive Identität schafft und dass gerade dort, wo es um die Suche nach Identität, also auch um Individualität geht, die Unterschiede beginnen, eine Vielfalt weiblicher Lebenskonzepte entsteht, die sich keiner gemeinsamen Strategie mehr unterordnen lässt. Am Anfang des Aufbruchs stand ja die Hoffnung auf dieses «Werden-was-wir-wirklich-sind» (Mary Daly), auf die **eigenen** Lebensentwürfe jenseits vorgegebener Rollenstereotypen und Weiblichkeitsmythen, auf die individuelle Aneignung und das individuelle Umgehen mit der Tatsache, als Frau geboren zu sein. Als es aber darum ging, die Individualität in gesellschaftliche Praxis umzusetzen, da waren sie wieder notwendig, die klaren, überindividuellen Bilder, Ziele und Perspektiven. Da musste erkennbar werden, was Frausein unabhängig vom männlichen Blick nun wirklich heisst. Aber wie kommt man vom Ich zum Wir (und das Ich geht nie im Wir auf), von individuellen Lösungen zum Verbindenden, ohne dabei die eigenen Entscheidungen für alle verbindlich zu machen, wie gelangt man über das Streiten, das sich Abgrenzen, das Definieren des richtigen, des feministischen, Weges hinaus?

Mir hat der Aufsatz von Monika Jaeckel «Spaltungen unter Frauen», nicht nur was die Analyse des Problems, sondern auch was die Perspektiven, die möglichen «Lösungen» betrifft, sehr gut getan, und so möchte ich im Folgenden in abgekürzter Form ihren Standpunkt darlegen in der Hoffnung, dass wir daraus lernen können, geduldiger und sorgfältiger mit unseren Verschiedenheiten umzugehen.

Geborgte Identität

«Die in dieser Gesellschaft Frauen angebotenen Identitäten sind 'geborgte' Identitäten, 'Anhängselidentitäten', wenn sie in Bezug auf Männer und auf männliche Anerkennung hin definiert und davon abhängig sind. Die weibliche Rolle ist in dieser Gesellschaft grundlegend dadurch bestimmt als Ehefrau, Mutter und Hausfrau für andere da zu sein und sich über die Bedürfnisse anderer zu definieren... Sie (die Frau) existiert, soweit sie von anderen gebraucht wird. Die Welt des Haushalts wird zu einer Scheinwelt, weil die Arbeit, die Frauen darin verrichten, keine gesellschaftliche Anerkennung findet. Die 'wirkliche' Welt ist die Welt des Mannes. Die Frau kann ihre Identität nur darüber beziehen, von einem Mann, der in der wirklichen Welt anerkannt wird, geliebt bzw. gebraucht zu werden. Für sich selbst ist die Frau nichts... **Eine geborgte Identität ist konstitutiv für eine unsichere Identität**, ist eine Identität, die sich nur nach den Erwartungen und Bewertungen anderer richtet... Frauen werden durch die ihnen angebotenen gesellschaftlichen Identitäten und Existenzweisen gegeneinander ausgespielt. Die patriarchale Spaltung in bezahlte und unbezahlte Reproduktionsarbeit erzeugt von vornherein ein konkurren-tes Spannungsfeld: jede Frauenidentität hat ihren 'Gegen-

frauentyp':

die Hausfrau – die professionelle Sozialarbeiterin
die Ehefrau – die Geliebte

Zwei Seiten einer Mangelmedaille mit der Folge, dass Frauen, die füreinander das jeweilige Gegenfrauenbild verkörpern, sich gegenseitig die Verzichtseite ihrer eigenen 'Wahl' vorleben, was zur wechselseitigen Abgrenzung, zur Konkurrenz und zur gegenseitigen Diskriminierung führt. Zusammengehörende Lebensinhalte werden in dieser Gesellschaft auseinandergerissen und als Alternativen angeboten, so dass jede Seite Mangel leidet... Ein Leben mit Kindern wird abgetrennt vom Berufsleben: das ergibt die reizende 'Wahl' zwischen Hausfrau und Mutter oder berufstätiger Karrierefrau. Und, wenn die Mütter diese Alternative nicht akzeptieren, geraten sie in eine unmenschliche Überforderung, die sich widersprechende Funktionsweise und Logik dieser beiden Welten individuell auszubalancieren, den aussichtslosen Kampf zu führen und in sich auszuhalten, dass keine der beiden Seiten zu kurz kommt.

Konkurrenz ist in dieser dualistischen Rollenzuweisung systematisch angelegt. Frauen spüren die Unzulänglichkeiten ihrer jeweiligen 'Wahl' und verteidigen sie gerade deshalb umso heftiger, um ihre eigenen Zweifel und Unzufriedenheiten zu übertönen. Jede Gruppe hält der anderen den Preis, den sie für die Vorteile ihrer Lebenssituation zahlt, vor – das Aufrechnungsspiel einer Politik des Mangels. Ein recht simpler, aber effektiver Mechanismus, Frauen gegeneinander aufzuhetzen.



Mangel an Selbstwertgefühl

Die Selbstunsicherheit und der Mangel an Selbstwertgefühl verursacht die meisten konkurrenten und spalterischen Verhaltensmuster unter Frauen: wenn wir zum Beispiel Unterschiede untereinander nur schwer aushalten, weil sie unsere sehr mühsam aufgebauten Identitäten bedrohen; wenn wir 'Stärken' bei anderen Frauen nur sehr schwer verkraften, weil die an uns nagende Selbstunsicherheit und der Zwang, sich Anerkennung von aussen zu holen, uns permanent vergleichen lässt: kann die andere etwas, was ich nicht kann, hat die andere etwas, was ich nicht habe – und jedes 'negative' Abschneiden die eh vorhandenen Minderwertigkeitsgefühle verstärkt... Es ist oft verblüffend, wieviel mehr an Energie mobilisiert werden kann, um sich gegenseitig in denselben Sumpfan gebrochenen Identitäten und gescheiterten Lebensentwürfen herunterzuziehen, als sich selbst und anderen daraus herauszuhelfen.



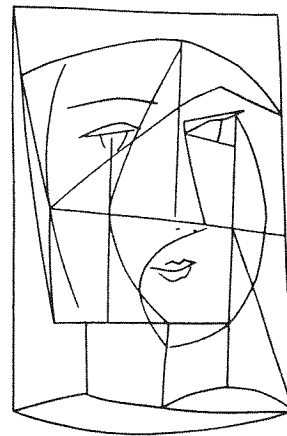
Spaltung als Lebensgesetz

Das kulturelle Erbe des christlichen Abendlandes ist der Dualismus zwischen gut und böse, wahr und falsch, konsequent und inkonsequent. Das lässt wenig Raum für Abstufungen, für Differenzierung. Resultat ist ein negativer Begriff von Spaltung, eine Reduktion von Komplexität, eine Unfähigkeit mit Ambivalenzen und Schattierungen, mit Widersprüchlichem und mit Paradoxie umzugehen. Die Art wie wir uns in der Linken und in der autonomen Frauenbewegung, in Frauenverbänden und in Fraueninitiativen mit Konflikten und Gegensätzen auseinandersetzen, spiegeln diese Denktraditionen reichlich wider und prägen eine **Berührungsangst vor Unterschieden**, und, als Kehrseite der Medaille, eine **Fixierung an und Vorliebe für Abgrenzung, Kampf- und Durchsetzungsstrategien** aus... In der Natur herrscht... auch ein anderer Spaltungsbegriff: Zell-Teilung, Zell-Spaltung als Lebensgesetz, als Wachstumsbegriff. Entwicklung als Differenzierung und Vielfalt. **Spaltung zu begreifen als Lebens- und Entwicklungsgesetz, als Sauerteig, aus dem heraus Neues entsteht, eröffnet ganz andere Dimensionen, mit unseren Konflikten und Widersprüchen umzugehen**, eröffnet die Perspektive: Frauen unterschiedlich sind stark!

Damit unterlaufen wir die patriarchalen Spaltungsstrategien. Unsere Stärke liegt dann in der Anerkennung von Spaltung als Herausforderung, als Evolutions- und Entwicklungsprinzip, im Unterlaufen der dualistischen Denk- und Funktionsweisen. Wir müssen unsere Gegensätze und Konflikte nicht vertuschen und bekämpfen, sie sind ein Ferment, das durch unsere Fähigkeiten, unsere Visionen, unsere Bewegung, unsere Stärke wachsen kann. **Es geht darum, Spaltungen anzuerkennen, das Schmerzliche daran auszuhalten, das positive Potential darin, das zur Klärung und Ausdifferenzierung beiträgt, zu erkennen.** Es geht darum, gleichzeitig die Träume von der Symbiose zu begraben und doch weiter um Gemeinsamkeit zu ringen.

Das Benennen unserer Widersprüche

Es ist notwendig, dass wir unsere Widersprüche und Spaltungen, unsere Unterschiede, Verletzlichkeiten und Verletzungen, das, was uns trennt, unsere unterschiedlichen Kompromisse und Überlebensstrategien klar aussprechen und anschauen. Es geht aber darum, diese Auseinandersetzungen nicht mehr so zu führen, dass Frauen sich nicht mehr zuhören können, dass alle durch ein Nadelöhr hindurch müssen... **Wir schwächen unsere gemeinsame Schlagkraft, wenn wir uns auf ein dualistisches Entweder-Oder in unseren Strategien und unseren Forderungen einlassen und unsere Energien darin verausgaben, Hierarchien festzuschreiben, wessen Forderung nun wichtiger und emanzipativer und vordringlicher sei.** Die einzige Art der patriarchalen Zwickmühle, in der wir uns gegenseitig aufreiben, zu entkommen, ist es, grundsätzliche Verbundforderungen zu stellen, Zusammengehörendes nicht auseinanderreißen zu lassen, uns in unseren Forderungen nicht gegeneinanderstellen und erpressen zu lassen... Für verschiedene Frauen sind unterschiedliche Forderungen wichtig, und es sollte nichts sie daran hindern, aus ihrem existentiellen Lebenszusammenhang heraus sich stärker für die eine Perspektive als für die andere zu engagieren und einzusetzen. **Wir könnten uns aber eine grundlegende Parteilichkeit und Unterstützung für alle diese Frauenforderungen und Frauengruppen aneignen, anstatt uns jeweils einer Seite der gesellschaftlichen Medaille zu verschreiben und uns in Fraktionen gegenseitig zu bekämpfen...** Wir können lernen, uns unsere Brüche und Grenzen nicht gegenseitig vorzuwerfen. **Wir können anerkennen und aushalten lernen, dass es objektive Spaltungen zwischen uns gibt, dass wir alle nur die Wahl zwischen unzulänglichen Alternativen haben, und die gesellschaftliche Zwickmühle nicht individuell überbrücken können.** Wir sollten uns nicht auch noch untereinander mit Liebesentzug dafür bestrafen, dass wir alle unsere Kompromisse schliessen und unseren Preis dafür bezahlen... **An dem Schmerzlichen des Auseinanderfallens von Lebensentwürfen reiben sich die Auseinandersetzungen und enttäuschten Abgrenzungen zwischen Frauen.** Anstatt sich aber gegenseitig für gesellschaftlich gesetzte Grenzen verantwortlich zu machen und zu beschuldigen, könnten wir uns mehr darauf konzentrieren, wie wir einander von den jeweiligen Stärken und Privilegien unserer unterschiedlichen Situationen, von dem Lebensraum, den wir uns mit unseren jeweiligen Kompromissen schaffen, abgeben könnten.



Das unendliche Wachsen

Frauenkommunikation ist... eine ständige Auseinandersetzung, ein lebendiger Prozess, der nicht daran festgemacht werden kann, welche Lebensentscheidungen Frauen getroffen haben, sondern wie sie sie leben. Dieser Prozess erfordert jeweils neues Hinterfragen, neue Verunsicherung und Herausforderung, neue Balancen und Lösungen, neue Absicherungen und neue Risiken, aber er ist spannend. Wir alle neigen dazu, zu verlangen, dass andere unsere 'Alternative', unsere Lebensentscheidung, unsere Art, mit den gesellschaftlichen Widersprüchen einer Frauenexistenz zurechtzukommen, auch 'wählen'... Unsere emotionale Parteilichkeit ist nur allzuoft an Gemeinsamkeitsvorstellungen geknüpft, bei der frau sich 'einig' ist... bei der ein Höchstmass an gemeinsamen Einschätzungen und Anschauungen, ein Höchstmass an Widerspruchslosigkeit lebbar ist... Wir lassen uns aber erheblich schwächen und gegeneinander ausspielen, wenn unsere Gemeinsamkeit da aufhört, wo eine andere Lebensweise, Ansicht, eine andere 'Wahl' beginnt.

Wenn Konflikte und Verletzungen, wenn Grenzen des gegenseitigen Verstehens- und Nachvollziehen-Könnens nicht mehr Grenzen unserer Parteilichkeit und Unterstützung

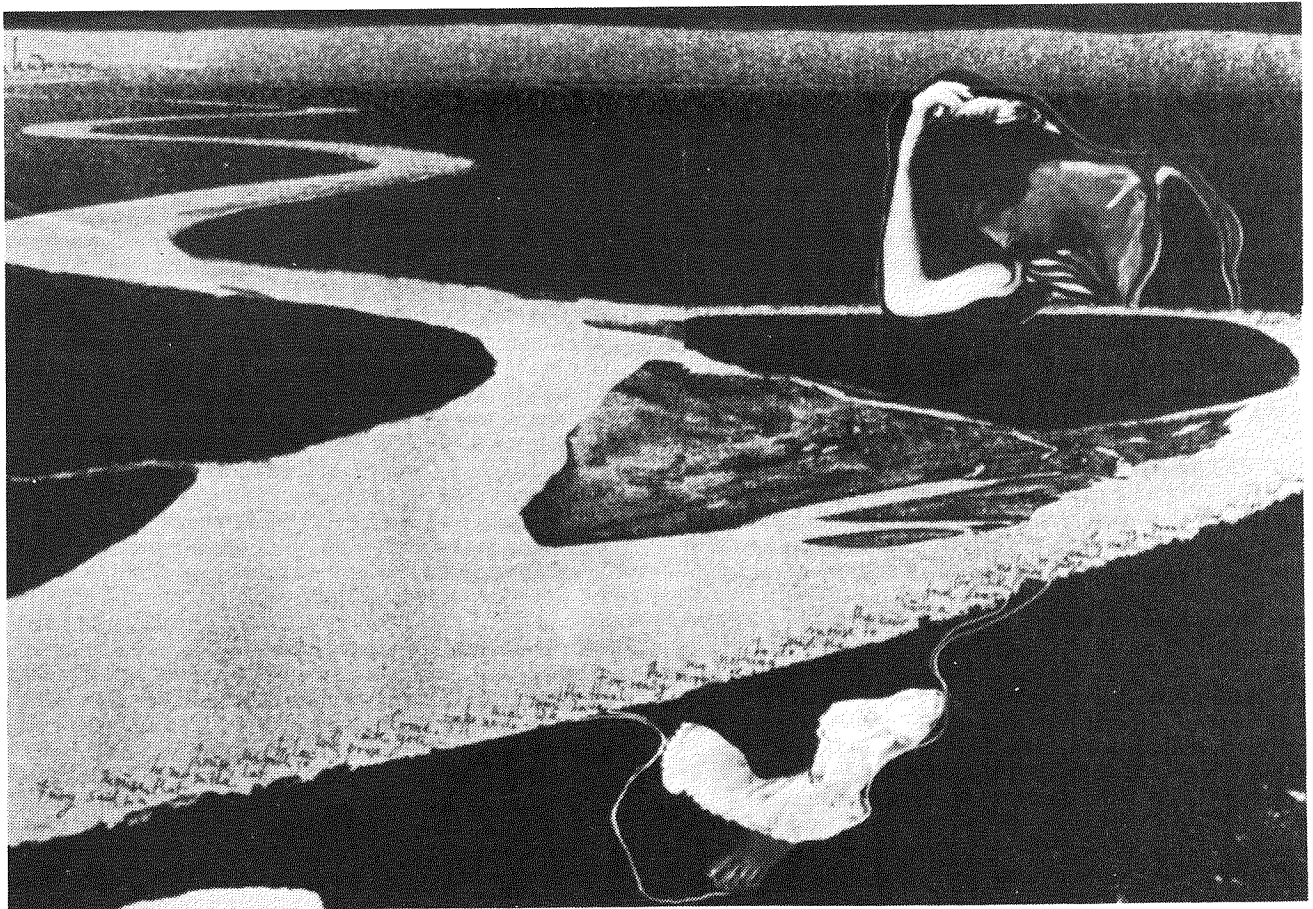
unter Frauen sind, beginnen wir die patriarchalen Spaltungsformen zu unterlaufen, entwickeln wir eine 'Gegenkultur'. Dann nämlich ist es auch leichter, sich die Widersprüche ehrlich klar zu machen, wechselseitige Trennungen und Verletzungen zu benennen und an ihrer Veränderung und Aufhebung zu arbeiten.

Uns herausfordern, aber nicht überfordern, neugierig sein, nach Erklärungen für Unterschiede und Konflikte suchen, statt sie zu bewerten und abzuwerten, unsere Konflikte zum Feuerball machen, aus dem wir tiefes Begreifen, Energie, Visionen beziehen können...»

Silvia Bernet-Strahm

1) Rossana Rossanda, *Eigenschaft*, Frankfurt a.M. 1983, 34f.

2) Birgit Cramon-Daiber/Monika Jaekel u.a., *Schwesterstreit. Von den heimlichen und unheimlichen Auseinandersetzungen zwischen Frauen*, Hamburg 1983, 19-30. (Die Hervorhebungen im Text sind redaktioneller Natur.)



Sarah Schuhmann, *Zu Alice im Wunderland*

Wie gehen Frauen miteinander um?

Beobachtungen an biblischen Frauengestalten

Bei der Vorbereitung dieses Hefts wurde die Frage aufgeworfen, wie denn biblische Frauengestalten einander begegnen, und zwar nicht nur in ihrer Wirkungs- und Traditionsgeschichte (z.B. Eva und Maria), sondern konkret in ihrem Zusammentreffen, wie es die biblischen Schriftsteller/innen überliefern.

Zu zweit gingen wir auf die Suche:

Die konfliktgeladenen Beziehungen zwischen Frauen

1. Schwesternstreite im Alten Testament

LEA und RAHEL

«Eines Tages sagte Laban zu Jakob: 'Du sollst nicht umsonst für mich arbeiten, nur weil du mein Verwandter bist. Was willst du als Lohn haben?' Nun hatte Laban zwei Töchter, die ältere hiess Lea, die jüngere Rahel. Lea hatte glanzlose Augen, Rahel aber war überaus schön. Jakob liebte die Jüngere, und so sagte er: 'Gib mir Rahel! Ich will ihretwegen sieben Jahre für dich arbeiten'. Jakob arbeitete sieben Jahre, um Rahel zu bekommen, und weil er sie so sehr liebte, kamen ihm die Jahre wie Tage vor.» (Gn 29,15–18,20)

Nach sieben Jahren erhielt Jakob von Laban aber nicht die gewünschte Frau, sondern Lea, mit der Begründung, dass nach der Sitte zuerst die Ältere verheiratet werden müsse. Als Dienerin bekam Lea von ihrem Vater die Magd Silpa.

Nach der Hochzeitswoche erhielt Jakob auch Rahel, für die er allerdings nochmals sieben Jahre arbeiten musste.

«Nachdem die Woche um war, gab Laban ihm auch Rahel zur Frau. Als Dienerin gab er Rahel seine Magd Bilha. Jakob schlief nun auch mit Rahel, und er hatte sie lieber als Lea. Er blieb noch einmal sieben Jahre lang bei Laban. Der Herr sah, dass Jakob Lea zurücksetzte, deshalb schenkte er ihr Kinder, während Rahel kinderlos blieb. Als Lea ihren ersten Sohn geboren hatte, sagte sie: 'Der Herr hat meinen Kummer gesehen; jetzt wird mein Mann mich lieben.' Deshalb nannte sie das Kind Ruben. Danach wurde sie wieder schwanger und gebar einen zweiten Sohn. Sie sagte: 'Der Herr hat mir auch noch diesen gegeben, weil er gehört hat, dass mein Mann mich zurückgesetzt hat.' So nannte sie ihn Simeon. Wieder wurde sie schwanger und gebar einen Sohn. 'Jetzt habe ich meinem Mann drei Söhne geboren,' sagte sie; 'nun wird er vielleicht doch an mir hängen.' Deshalb nannte sie ihn Levi. Als sie schliesslich ihren vierten Sohn zur Welt brachte, sagte sie: 'Jetzt will ich dem Herrn danken' und nannte ihn Juda. Dann bekam sie lange Zeit keine Kinder mehr.» (Gn 29,28–35)

Rahel, eifersüchtig auf ihre Schwester ob deren Kindersegen, gab Jakob ihre Magd Bilha, damit diese an ihrer Stelle Kinder für sie und Jakob bekäme. So gebar Bilha dem Jakob und der Rahel zwei Söhne. Lea, die selbst keine Kinder mehr bekam, tat dasselbe mit ihrer Magd Silpa – auch sie gebar zwei Söhne. Lea, inzwischen selbst wieder schwanger, bekam nochmals zwei Söhne: «Jetzt endlich wird mein Mann mich annehmen, nachdem ich ihm sechs Söhne geboren habe... Da endlich dachte Gott an Rahel: Er erhörte ihr Gebet und liess sie ein Kind empfangen. Sie brachte einen Sohn zur Welt und sagte: 'Gott hat meine Schande von mir genommen. Möge er mir noch einen Sohn dazugeben!' Und sie nannte ihn Josef.» (Gn 30,20. 22–24) Später brachte Rahel nochmals einen Sohn zur Welt (Benjamin), der aber bei seiner Geburt starb.

Die Geschichte von Lea und Rahel ist typisch für die Konflikte zwischen Frauen im Alten Testament. Abgesehen von geringen Abweichungen verläuft die Struktur der Überlieferungen von HAGAR und SARA (Gn 16,1–15 und 21,8–21) und von PENNINNA und HANNA (1 Sam 1,2–8) sehr ähnlich:

a) Zwei Frauen, die eine hübsch und anziehend, die andere nicht gerade attraktiv (29,17) streiten und buhlen um die Anerkennung eines Mannes (vgl. 29,32; 29,34; 30,15; 30,20).

b) Dieser Kampf um die Gunst des Mannes wird religiös überhöht, dadurch, dass er auf der Ebene der Nachkommen, der **männlichen** Nachkommen, ausgetragen wird (1). (Die hübsche Frau gebiert keine Kinder, die unansehnliche hingegen Sohn um Sohn!) Männliche Nachkommen sichern nicht einfach die Zuneigung des Mannes, sondern sind Zeichen der Gunst, des Wohlwollens Gottes. Unfruchtbare Frauen gelten als von Gott bestraft (Jakob: «Ich bin doch nicht Gott, der dich keine Kinder bekommen lässt», 30,2) und sind deshalb in der religiös geprägten Sippenstruktur auch sozial benachteiligt.

c) Daran kann auch die Liebe eines Einzelnen nichts ändern: Im Grunde genommen liebt Jakob die hübsche Rahel mehr als Lea mit ihren glanzlosen Augen. Aber dem Zeichen Gottes – der Kinderlosigkeit – hat er nichts mehr als seinen Zorn auf Rahel entgegenzusetzen. Elkana hingegen (1 Sam 1,5) hält auch in dieser Situation die Liebe zu seiner kinderlosen Frau Hanna durch und bricht so aus dem religiös legitimierten Schema: «Mann soll die kinderreiche Frau lieben» aus. Ja, er kann gar nicht verstehen, dass sich Hanna aufgrund der religiösen Überhöhung der gesellschaftlichen Situation selbst verurteilt. «Elkana fragte sie: 'Warum weinst du? Warum isst du nichts? Was bedrückt dich? Hast du an mir nicht mehr als an zehn Söhnen?'» (1 Sam 1,8) Elkana scheitert jedoch mit seinem Ausbruchversuch an der Unfähigkeit Hannas, ihr Leben, auch ohne Kinder, als wertvoll zu betrachten.

d) Die Frauen beurteilen einander und sich selbst auch nach dem gängigen Schema: Wer Söhne gebären kann, verdankt es Gott und gewinnt so, durch die Gnade Gottes, die Gunst des Mannes. Weil Kinderlosigkeit als Strafe Gottes erscheint, werden kinderlose Frauen von kinderreichen verachtet. «Als Hagar merkte, dass sie ein Kind bekommen würde, begann sie auf ihre Herrin herabzusehen» (Gn 16,4) und verachtete sie. Dieses «Sich-verachtet-wissen» und «Sich-messen» an der kinderreichen Frau, als der von Gott und dem Mann Geliebten, führt zur grenzenlosen Selbstverachtung: Hanna empfindet ihren Zustand als Schande (1 Sam 1,11), und Rahel will nicht mehr länger leben (Gn 30,2).

e) Um diese Schande loszuwerden, unternehmen die Frauen alles ihnen Mögliche: Sie lassen sich durch ihre Mägde beim Mann stellvertreten und beanspruchen die Kinder, die aus dieser Verbindung stammen, als die Ihren. Dieser Wettlauf im «Söhne-gebären» kommt in der Geschichte von Rahel und Lea überdeutlich zum Ausdruck. Sie zeigt auch ganz klar auf, wie Frauen in bestimmten Situationen – hier durch das patriarchalische Sippen-system und dessen religiöser Legitimation – gezwungen werden, andere Frauen für den Kampf ums eigene Überleben, ums eigene «Geachtet-werden» zu missbrauchen. So wie die Frauen die Gebärmaschinen für ihre Männer sind, machen sie ihre Mägde zu ebensolchen. Und es kann sogar geschehen, dass eine Frau die Magd und ihre Nachkommen fortschickt, sobald ein eigener Sohn und Erbe zur Welt kommt (Gn 21,10). Die Besitzhierarchie ist intakt: Die Frau ist Besitz des Mannes, die Magd Besitz der Frau.

Die Schwesternkonflikte im Alten Testament sind geprägt vom herrschenden, religiös-patriarchalischen System. Es geht den Frauen darum, von ihren Männern geachtet und vielleicht auch geliebt zu werden. Das Mittel, dies zu erreichen – viele Söhne gebären – ist zugleich auch Zeichen des Wohlwollens und der Liebe Gottes. Die Liebe Gottes und die Zuneigung des Mannes sind praktisch untrennbar miteinander verbunden. So ist letztlich der Kampf gegen die Schwester ein Kampf um göttliche Zuneigung und die des Mannes, oder um die göttliche Zuneigung des Mannes. (2) Dass auch heute noch die Grundlagen für so geartete Konflikte durchaus vorhanden sind, obwohl sich die Auffassung von der Rolle der Frau bei einigen Menschen, Frauen und Männern, geändert hat, mag ein Ausschnitt aus dem kürzlich

erschienenen Buch «D'homme à homme» zeigen, das aufgrund eines zweitägigen Gesprächs mit Bischof Pierre Mamie von F. Dard geschrieben wurde. P. Mamie: «Was mich heute am meisten beschäftigt, ist nicht, dass ich keine Frau habe, sondern dass die Kinder, die mich umgeben, immer die Kinder anderer sind. Es ist schlimm, ja zu gewissen Zeiten sogar schmerzlich, aber man sucht es zu verbergen. In solchen Augenblicken sagt man sich: 'Eigene Kinder wirst du nie haben.' Ich glaube, dass dieses Problem und dieser Schmerz die Klosterfrauen noch härter trifft... Ach wenn ich doch nur für Kinder sorgen könnte, für eigene Kinder! Bei diesen Worten verspüre ich keine Verbitterung in mir. Es beschäftigt mich aber trotzdem der Gedanke, dass man bei seinem Tod nichts zurücklässt.» (3)



Maria und Martha
(Tiefenbronner Magdalenenaltar, 1431)

2. Schwesternstreit im Neuen Testament

In den vier Evangelien wird uns nur von einem Konflikt zwischen Frauen erzählt:

MARTA und MARIA

«Als Jesus und seine Jünger weiterzogen, kamen sie in ein Dorf, in dem er von einer Frau namens Marta gastlich aufgenommen wurde. Sie hatte eine Schwester mit Namen Maria, die setzte sich vor den Füßen des Herrn nieder und hörte ihm zu. Marta dagegen hatte alle Hände voll zu tun, um ihn zu bedienen. Sie trat zu Jesus und sagte: 'Herr, kümmert es dich nicht, dass mich meine Schwester die ganze Arbeit allein tun lässt? Sag ihr doch, dass sie mir helfen soll!' Der Herr antwortete ihr: 'Marta, Marta, du sorgst und mühst dich um so viele Dinge, aber nur eines ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, und das soll ihr nicht weggenommen werden.'» (Lk 10,38–42)

MARTA ist Gastgeberin und steht offenbar dem Haus vor, in dem Jesus eingeladen ist. Sie sorgt für das Wohlergehen der Gäste und hat damit alle Hände voll zu tun (zumal ja kaum nur Jesus, sondern mit ihm auch seine Freunde zu Gast waren).

MARIA, Martas wahrscheinlich jüngere Schwester, ist ihr unterstellt, hilft ihr aber nicht bei den Gastgeberischen Verpflichtungen (wie Marta es von ihr erwartet), sondern sitzt zu Füßen Jesu, um ihm zuzuhören.

Es wäre nun ein Leichtes, die inhaltliche Auseinandersetzung vorschnell so zu deuten: Auf der einen Seite Marta, die tüchtige Hausfrau und auf der anderen Seite Maria, die theologisch Interessierte (oder in früheren Kommentaren, die stille, kontemplative [Ordens]frau) der Jesus eindeutig den besseren Teil zugesprochen hat.

Wenn wir so an die Geschichte von Lukas herangehen, machen wir genau dasselbe, was unzählige männliche Theologen schon getan haben: den Frauen aufgrund dieses

Textes ganz bestimmte Rollen zuzuweisen und sie einfach danach zu bewerten.

Schauen wir uns den Ablauf der Geschichte etwas genauer an:

a) Der Konflikt zwischen den beiden Frauen entsteht aufgrund ganz bestimmter Erwartungen, die Marta an Maria hat: Maria sollte sich ebenso an der Bewirtung der Gäste beteiligen wie sie. Das wäre die den Frauen zustehende Aufgabe. Obwohl Marta zum Kreis der Freunde und Freundinnen Jesu gehört, ja wohl auch eine seiner Jüngerinnen ist, also offen ist für Neues, weiss sie, was sich ziemt für Frauen. Und sie möchte Maria auf diese Rolle, die sie selbst lebt, festlegen.

b) Marta trägt die Schwierigkeiten, die sie mit dem Verhalten Marias hat, nicht direkt an diese heran. Sie sucht eine Lösung des Konfliktes über Jesus. Die Kommunikation kann so nicht mehr unter den beiden betroffenen Frauen stattfinden, sondern wickelt sich über eine Drittperson, über einen Mann, ab.

c) So wird Jesus – ohne dass er es beabsichtigt – zur Trennung oder Verbindung der beiden Schwestern. Der Konflikt wird dadurch ausgeweitet und schliesst wiederum (wie im AT) das Werben um das Ansehen eines Mannes ein. Denn durch die Art, in der Marta den Konflikt an Jesus heranträgt, muss sich dieser für eine der beiden Haltungen, und damit für eine der beiden Frauen, entscheiden.

d) Klar ist, dass Marta die Autorität Jesu, eines Mannes, eines in diesen Kreisen angesehenen Mannes beanspruchen will, um Maria zu massregeln. Möchte sie damit ihre Macht ausbauen? – Oder hat sie ganz einfach Angst, von Jesus in ihrer Arbeit übersehen zu werden und möchte ihn durch ihr Eingreifen auf sich aufmerksam machen?

e) Indem Marta Jesus um Hilfe im Konflikt mit Maria angeht, übergibt sie ihm die Entscheidungsbefugnis, die Richtergewalt über sich und ihre Schwester. Die sonst selbstbewusst erscheinende Marta gibt Jesus freiwillig die Gelegenheit, sie zu bewerten, zu beurteilen.

Dieser Konflikt unter Schwestern ist im Vergleich zu den Konflikten im AT weniger ein Kampf um das Ansehen eines Mannes, als vielmehr eine Auseinandersetzung mit der Frauenrolle selbst (die hier nicht mehr einfach im Kindergebären besteht). Während die alttestamentlichen Konflikte zwischen Frauen durch den Wunsch nach der Anerkennung durch einen Mann ausgelöst wurden, kommt hier der Konflikt aufgrund der Rollenzuweisung von Frau zu Frau zustande. Der Mann wird einfach als Schiedsrichter angegangen. Natürlich ist auch diese Rollenzuweisung, die Frauen einander geben, nicht unabhängig vom gesellschaftlichen Frauenbild, das letztlich damals wie heute vor allem von Männern geprägt ist. (Damit soll jedoch nicht gesagt werden, dass Konflikte unter Frauen nur von Männern «verursacht» werden!)

- 1) Denn Nachkommen sind ein Geschenk Gottes
- 2) Natürlich ist in diesem Zusammenhang auch die ökonomische Situation der Sippen damals zu beachten. Nachkommen, vor allem auch männliche Nachkommen zu haben, war für sie eine Frage des Überlebens.
- 3) zitiert nach: Freiburger Nachrichten, Freiburg 23. November 1984, 9.

Schwesterliches Miteinanderumgehen

Feministische Theologie ist «eine Glaubensreflexion, die nicht nur über eine Befreiung aus Unterdrückung nachdenken will, sondern auch auf schwesterliche Weise nach **Freiwerdung für eine neue Daseinsweise** suchen will.» (1)

DIE HEBRÄERINNEN und die ÄGYPTERIN

«Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten heraus.» (Ex 3,10) Der grosse Befreiungsakt, den Mirjam und Mose besingen, «Ich singe dem Herrn ein Lied, denn er ist hoch und erhaben. Rosse und Wagen warfer ins Meer.» (Ex 15,1.21), steht auf dem Grund von mehreren unspektakulären Befreiungstaten, in die Frauen auf's engste und bedeutungsvollste verwoben sind. Als die Ägypter aus Furcht vor der Grösse und Stärke des Volkes Israel dessen Dezimierung beschliessen, verweigern zwei hebräische Hebammen, die Gott fürchten, dem ägyptischen König den Gehorsam und lassen sich auch nicht bei der Züchtung vor den mächtigen Mann davon abhalten, seine Fragen geschickt und listvoll zu umgehen. «Bei den hebräischen Frauen ist es nicht wie bei den Ägypterinnen, sondern wie bei den Tieren: Wenn die Hebamme zu ihnen kommt, haben sie schon geboren.» (Ex 1,19)

Als des Königs Furcht und damit verbunden seine Ausrottpläne zunehmen, hintergeht eine Frau aus levitischer Familie die Anweisung des Königs und hält, ob der Schönheit ihres neugeborenen Knaben, das Kind drei Monate verborgen. Sie leistet ein zweites Mal Widerstand gegen den König und wird innovativ, als sie merkt, dass sie sich vom Kind trennen muss. Sie vertraut es in einem dichten Kästchen dem Fluss an, der es aus der Gefahrenzone spülen soll. Als Mitwisslerin und Befehlsverweigerungskomplizin der Mutter, wacht die ältere Schwester über das Schicksal des Bruders im Kästchen. Die Tochter des Pharao, die Schwester und die Mutter des Knaben tragen dafür Sorge und Verantwortung – hier als grenzüberschreitende Solidarität zweier ungleicher Völker – dass das Leben des Menschen, der später von Gott gerufen, antworten wird «hier bin ich» und sein Volk aus Ägypten führen wird, gedeihen und wachsen kann.

«Die Tochter des Pharao kam herab, um im Nil zu baden. Auf einmal sah sie im Schilf das Kästchen und liess es durch ihre Magd holen. Als sie es öffnete und hineinsah, lag ein weinendes Kind darin. Sie bekam Mitleid mit ihm und sie sagte: 'Das ist ein Hebräerkind'. Da sagte seine Schwester zur Tochter

des Pharao: 'Soll ich zu den Hebräerinnen gehen und dir eine Amme rufen, damit sie dir das Kind stillt?' Die Tochter des Pharao antwortete ihr: 'Ja geh!' Das Mädchen ging und rief die Mutter des Knaben herbei. Die Tochter des Pharao sagte zu ihr: 'Nimm das Kind mit und still es mir! Ich werde dich dafür entlohnen.' Die Frau nahm das Kind und stillte es. Als der Knabe grösser geworden war, brachte sie ihn der Tochter des Pharao. Sie nahm ihn als Sohn an, nannte ihn Mose und sagte: 'Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen.' (Ex 2,5–10)

ELISABETH und MARIA



Heimsuchung (11. Jh.)

«Sie kommen zusammen aus der Not eines Seins ohne Ansehen» (2). Elisabeth, die weise alte Frau, die bis ins hohe Alter wegen ihrer Unfruchtbarkeit mit Schande belegt, ohne öffentliches Ansehen ist und schwer an dem Wissen trägt: «Wenn du aufmerksam hörst auf die Stimme Gottes und seine Gebote erfüllst... gesegnet wird sein die Frucht deines Schosses.» (Dtn 28) und Maria, die junge Frau, die erst seit ein paar Tagen weiss, dass sie, obgleich erst verlobt und deshalb gewiss, dass ihr Zustand Schande bedeutet, bald ein Kind gebären wird und diese Kunde eilends zu Elisabeth trägt.

In die neunmonatige Verstummung Zacharias' und in die von Stille umwobene fünfmonatige Zurückgezogenheit Elisabeths, bringt das Kind Bewegung als Antwort auf Marias Bewegtheit und Eile, mit der sie Elisabeth die Kunde bringt. Bewegt an Leib und Seele preist «am Scharnier der Zeiten» (3) Elisabeth ihre Freundin Maria selig und bestätigt sie in ihrer Mutterschaft. Es ist dies die einzige biblische Seligpreisung einer Frau durch eine andere Frau. «Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Wer bin ich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? In dem Augenblick, als ich deinen Gruss hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib. Selig ist die, die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen liess.» (Lk 1,42-45)

«Selig die du geglaubt hast»... aus dem Mund der Frau, die seit fünf Monaten die Stummheit ihres Mannes tragen muss, der nicht geglaubt hat, was der Herr ihm sagen liess. Maria und Elisabeth brechen die Stille der Zeit und wie das Kind im Bauch, so regt sich ihre Begeisterung über den Gott, der auf die «Niedrigkeit der Frauen» schaut und Grosses an ihnen tut.

Die BEGLEITERINNEN JESU

Maria Magdalena, Johanna, Susanna, die er einst ins Leben zurückgeholt hat, und viele andere Frauen sind Wegbegleiterinnen Jesu. Sie, die reichen Frauen, ernähren Jesus und die Zwölf aus ihrem Besitz. Miteinander solidarisch, sind sie freigeworden für eine neue Daseinsweise durch den «nicht-animosen» (Hanna Wolff) Mann Jesus, der sie weder verbal noch körperlich gemieden hat, der mit ihnen spricht, sie an Leib und Seele gesunden lässt, indem er sie anrührt mit Wort und Hand. Ihre Gemeinsamkeit, das Teilen eines Berührtseins und nicht ihre Unterschiedlichkeit, ihre Rivalität um die Gunst eines Mannes oder um Fruchtbarkeit (vgl. atl Beispiele) ist wichtig.



Beweinungsrelief (Tilman Riemenschneider, 16. Jh.)

BEIM KREUZ

Im Vakuum der Zeit, wo Jesu Schrei gellt, lässt der Autor des Johannesevangeliums drei Frauen (drei Marien – die Mutter, die Tante, die Freundin) ganz nahe bei Jesus sein, während die anderen Evangelisten gerade die topografische Ferne zwischen Jesus und seinen BegleiterInnen betonen. Ob aus der Ferne oder unmittelbar nah, sie sind da – die Frauen, alle vier Evangelien heben es heraus (Mt 27,55/Mk 15,20/Lk 23,49/Joh 19,25). Sie sind da, sie bleiben, sie geben Jesus zu trinken und sehen ihn sterben. Aus ihrem Mund fällt kein Wort – stumm und verstummt reisst sich ihnen selbst ein Teil Leben weg beim gemeinsamen Anblick des Hängenden und ihr trockener Mund ist nur scheinbar so dürftig im Gegensatz zum sprühenden Bekenntnis des Hauptmanns und der Männer, die erschrecken und sagten: «Wahrhaftig, das war Gottes Sohn!» (Mt 27,54) Denn kein Wort vermag den Frauen den Abgrund zu füllen.

SIE FÜHLEN DAS LEBEN

«Nach dem Sabbat kamen in der Morgendämmerung des ersten Tages der Woche Maria aus Magdala und die andere Maria, um nach dem Grab zu sehen.» (Mt 28,1) Unter grossem Lärm und Beben ruft ihnen beiden der Engel des Herrn in Blitzgestalt und Schneegewand zu: «Fürchtet euch nicht!» (Mt 28,5) Er mahnt sie zur Eile: «geht schnell zu seinen Jüngern und sagt ihnen: er ist von den Toten auferstanden. Er geht euch voraus nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen.» (Mt 28,7) Verwirrt eilen die Frauen, doch plötzlich stellt sich ihnen Jesus in den Weg und stoppt ihre Eile, stoppt auch die dringliche Engelsbotschaft und wirft die Frauen auf sich selbst zurück, die noch keinen Atem hatten, nachzudenken und sich zu freuen. Jesus grüsst die beiden. «Sie gingen auf ihn zu, warfen sich vor ihm nieder und umfassten seine Füße.» (Mt 28,9) Und beide Marien fassen Jesus an und fühlen – beide noch ausser Atem vor Eile, Schrecken und Verwirrung. Sie vergewissern sich des Lebens, nicht nur mit den Ohren und Augen – nein, auch mit ihren Händen. Sie berühren – und sind berührt. Sie erfahren das Evangelium leiblich. (4)

AN DEN NAHTSTELLEN DES LEBENS

An Nahtstellen des Lebens lässt die Bibel Frauen in schwersterlicher Weise zusammenkommen, miteinander umgehen, einander bestärken, stützen, in Trauer halten und sich miteinander sinnlich freuen. Diese Zeugnisse möchten auf unsere eigenen Nahtstellen schimmern und Wege zu neuen, solidarischen Daseinsweisen aufbrechen, die Gewicht und Augenmerk von verworrener Eifersucht, Gunsterheischung und der daraus resultierenden Vereinzelung auf sich ereignende (daher auch innig streitbare) Nähe und Liebe als Basis des Miteinanderumgehens lenkt.

Regula Strobel/Monika Hungerbühler

- 1) Catharina Halkes. Wenn Frauen ans Wort kommen. Stimmen zur feministischen Theologie. Gelnhausen 1979, 148
- 2) Maria de Groot, in: ebd. 47
- 3) ebd.
- 4) Folgende Gedanken sind inspiriert von der feministischen Interpretation Frau Moltmann-Wendels von Mt 28 – vorgelesen an einer Tagung der Paulus-Akademie im Oktober vergangenen Jahres zum Thema: Feministische Theologie – eine Herausforderung an die Männertheologie.

Vom Streiten und Kämpfen

Streiten Frauen anders als Männer? Sind Frauen weniger kriegerisch oder gar überhaupt nicht? Gibt es die vielzitierte Frauensolidarität, das Verbindende der Schwestern als spezifisch weibliche Qualität?

Am Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Eindruck des ersten Weltkriegs differenzierte Sigmund Freud seine Theorie des psychischen Apparats und nahm den Todestrieb an: eine Komponente des menschlichen Trieblebens, die ausdrücklich die Zerstörung sucht und will. Dabei unterschied er nicht zwischen den Geschlechtern. (1) Seitdem bemühen sich psychologische Richtungen unterschiedlichster Herkunft, das Phänomen der Aggression zu erhellen, wobei sie sich darin unterscheiden, dass die einen eher den kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhang im Auge haben, die anderen eher eine konstitutionelle und entwicklungsgeschichtliche Ursachenkette betonen. (2)

Wie dem auch sei: es gibt sie, die Aggression. Wir hassen, streiten und führen Kriege, leiden am Konflikt und schüren ihn beständig. Lediglich die Ausdrucksformen unserer aggressiven Strebungen unterscheiden uns, wobei sich zwischen individuellen Ausprägungen durchaus auch geschlechterspezifische ausmachen lassen. Aggressionsgehemmte und Explosive machen sich auf ihre Weise Luft, wobei gerade die erste Personengruppe «nicht ganz ohne ist». Sie findet andere Kanäle, zu streiten, ohne dass man es zunächst merkt, heimlichere, aber ebenso wirkungsvolle. So wie Tischsitten unser Essverhalten reglementieren, sollte auch unser Konfliktverhalten gewissen Umgangsformen entsprechen. Ein Mädchen ist schnell einmal «wie ein Junge», wenn man es häufiger wild um sich schlagend, auf dem Boden raufend vorfindet. Dies ruft die Erzieher auf den Plan. Allzu expansiv streitende Frauen werden als Hyänen, Furien, Marktweiber, Hysterika negativ sanktioniert und in den Bereich des Pathologischen oder zumindest der gesellschaftlichen Randerscheinung verbannt. Anstand ist auch beim Streiten gefragt.

Wir halten fest: es lassen sich geschlechtsspezifische Strategien der Konfliktbewältigung ausmachen. Es sind dies für Frauen Formen, die weniger expansiv, direkt, gewaltsam und kämpferisch sind als die der Männer. Zu nennen wäre die Intrige, der Betrug, das Austeilen von «Spitzen» als Exemplare verdeckter Machtausübung, Ausserung aggressiver Impulse und der Verteidigung gegen die eigene Unterdrückung.

Suchen wir nach «Vorbildern» streitbaren Verhaltens von Frauen in der Geschichte und Mythologie. Mathilde

Vaerting kommt 1921 zu dem pauschalen Schluss: «Auf eine stärkere Anlage der Frau zur Friedensliebe dürfen wir nicht hoffen». (3) In einer Vielzahl von Beispielen berichtet sie über kriegerische und erobderungslustige Frauenstaaten, so die Lybier und Äthiopier, ebenfalls die Germaninnen, von denen Tacitus um 98 n. Chr. zu berichten weiss, dass sie zur Eheschliessung Waffen als Geschenk erhielten. (4) Die Illias Homers beschreibt den Untergang des sagenumwobenen Amazonenvolkes im Kampf der Penthesilea mit Achilles. (5) «Achill soll sich geschüttelt haben, er glaubte wohl, nicht bei Verstand zu sein. Ihm mit dem Schwert begegnen – eine Frau.» (6)



Amazone (6. Jh. v. Chr.)



Zurück in die Gegenwart. Die sechziger und siebziger Jahre haben eine Reihe sozialer Bewegungen hervorgerufen. Mit ihnen ging insbesondere im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen eine Kritik bisheriger Kollektivnormen und Lebensformen einher. Die Frauenbewegung als eine Hauptströmung formulierte trotz aller Unterschiede einzelner Gruppierungen gemeinsame Anliegen der Frauen. Diese traten aus der Isolation vermehrt ins öffentliche politische Leben. Gerade in der Euphorie des Aufbrechens, aber auch in der Notwendigkeit gemeinsamen Handelns wurde *das Verbindende nachdrücklich betont*, «Frauensolidarität» um «gemeinsam stark zu sein», postuliert.

Dem Trennenden, Konflikthafem einen Schattenplatz zuzuweisen hiesse, Aggressivität und Zwietracht leugnen zu wollen. Es grenzte auch an gegenseitige Überforderung, nur «weil wir Frauen sind», uns nicht verletzen zu dürfen und einen sanften Ton anschlagen zu müssen. Mit dem Verzicht auf Wehrhaftigkeit würden Frauen ihre alten Konfliktstrategien konservieren.

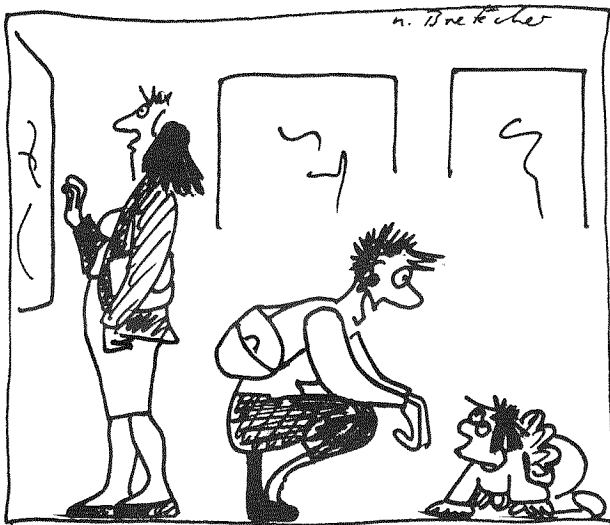
Dies ist kein Aufruf zu Gewalt und Säbelrasseln, als vielmehr zu einer radikalen Überprüfung des eigenen «Bösen». So stark die Sehnsucht nach Übereinstimmung und harmonischer Zwischenmenschlichkeit gerade im grössten Streit sein mag, es verlangen doch beide ihr Recht. Das Streiten wieder neu erlernen bedingt, die damit verknüpften Gefühle zu rehabilitieren, sie aus dem Bereich des Verbotenen zu holen. Wut, Ärger, Unmut, Zerstörungslust, Hass sind Bestandteile eines breiten Spektrums. Streitbarkeit ist nicht ohne Schuld zu denken. Wir werden zwangsläufig schuldig an den anderen, trotz aller Wiedergutmachungsbemühungen. Diese Schuld gilt es anzuerkennen, anstatt sie abzuwehren. Ist es möglich, wohlwollend zu streiten, Konflikte

auszutragen, Differenzen auszusprechen, ohne des anderen verlustig zu werden, ihn/sie in seinem/i ihrem Wert zu kränken? Ich denke ja und habe damit einen Sollzustand umschrieben, der seine Gültigkeit hat in allen Bereichen zwischenmenschlicher Begegnungen.

Gisela Recke

- 1) Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*. Ges.W. Bd XIII. 1920
- 2) Herbert Selg, *Zur Aggression verdammt?* 1973
- 3) Mathilde Vaerting, *Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat*. 1921
- 4) Manfred Hammes, *Die Amazonen*. 1981
- 5) Christa Wolf, *Kassandra*. 1983

Eine Szene im Café



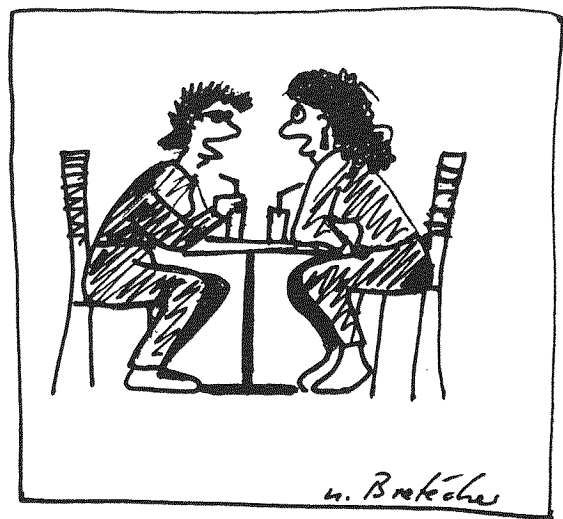
Am Nebentisch sitzen sich eine Mutter und eine Nichtmutter gegenüber. Die eine: belagert von Baby, Babywagen, Babyflasche, Babyspielzeug, Babywindeln, Baby Baby Baby... Die andere: Ein verkrampftes Lächeln auf dem Gesicht, rührt sie in ihrem Kaffee.

Die eine ist beschäftigt. Das Kind schreit. Die Mutter lächelt und redet, ununterbrochen. Das Baby bekommt seine Flasche. Dann kotzt es – einen Bach, der beseitigt werden muss. Einen Kaffeelöffel schmeisst es auf den Boden. Dann wird es in den Kinderwagen gesetzt. Zufriedenheit für Sekunden zwischen Gummitierchen und Frotteeballchen. Die Mutter beginnt einen Satz, den Versuch einer Reaktion auf einen der vielen Gesprächsansätze seitens der Nichtmutter (bevor diese resigniert verstummt ist). Der Satz bleibt halb. Das Kind quengelt wieder. Die Mutter wendet ihrer (ehemaligen) Freundin den Rücken zu: Lächeln, Tändeln...

Ich beobachte die Szene und meine Gefühle: Solidaritätsgefühl mit der Nichtmutter, schon weil ich sie Nicht-Mutter nennen muss (schliesslich kann ich nicht sagen: Am Nebentisch sitzen eine Mutter und eine Frau, obwohl mir das angemessen erschiene), Wut auf den kleinen Tyrannen, Verachtung für die willenlose Sklavin. Es berührt mich stark. Ich kann nicht wegsehen, erinnere mich deutlich an Situationen, in denen ich selber nichts als hilflose, ungeliebte Nicht-Mutter war, ein Defizit-Wesen, in dem Neid, Wut und Unverständnis gegenüber diesen vielbeschäftigten Sklavinnen der kleinsten Herren zusammentrafen. Meist war ich froh nach solchen Mangel-Erlebnissen, dass mir

das Muttersein noch erspart geblieben war. Ich interpretierte den Mangel als Gewinn und wandte mich wieder meinesgleichen zu. Sollen die Mütter selber sehen, wie sie damit zurechtkommen, dass ihr Wortschatz auf «eia dada-da» zusammenschrumpft. Die Philosophie dazu: Eine Mutter ist keine richtige Frau mehr. Eine richtige Frau (ich) hat keine Kinder.

Jetzt ist der Nebentisch nicht mehr besetzt. Die beiden sind gegangen mit dem kleinen Tyrannen (oder war es eine Tyrannin? Ich erinnere mich nicht mehr.) Ich sitze immer noch da und fühle. Der Kellner räumt die leere Kaffeetasse der Nichtmutter und die halbleere Kaffeetasse der Mutter weg. – Mir fällt ein: Es gibt auch andere Erfahrungen mit Müttern, oder wenigstens: nicht ganz so krass beziehungsstörende. Manchmal schlafen die kleinen Tyrannen/innen, und dann ist die Frau wieder da, die ich gekannt habe, bevor sie in diesen seltsamen, fremden Zustand geraten ist.



Diese Geschichte hat keine Moral. Ich weiss, dass Kinder nicht nur Tyrannen und Mütter nicht einfach Nicht-Frauen sind. Die Grenze verläuft so oder anders im Alltag von Müttern und Frauen, aber sie verläuft.

Wer beschreibt die Szene im Café von der 'anderen' Seite?

Ina Praetorius

Wer von der 'anderen Seite' möchte diese Szene beschreiben? Ina Praetorius hat ihre Sicht sehr pointiert dargestellt und erwartet nicht nur Zustimmung, sondern Einwände. (Die Redaktion)

INSPIRATIONEN

Sara und Hagar

1. Mose 16 – die Beschreibung zweier Frauen, die in je unterschiedlicher Weise Abhängige ihrer gesellschaftlichen Umwelt sind: deren Aufgabe es ist, allein ihre Rolle zu erfüllen – eine Pflicht, die im patriarchalischen System dem Manne dient und sie selbst in ihrem Miteinander zu Konkurrentinnen macht.

Der Text 1. Mose 16 beschreibt Sachverhalte. Doch was mögen diese für die beiden Frauen bedeutet haben? Welche Gefühle und Gedanken mögen sie erlebt haben? Und kann es sein, dass wir gerade da mit und von ihnen lernen können, zu Schwestern werden, wo wir wagen, uns in ihre Situation hineinzusetzen und sie ein Stück weit mit ihnen zu durchleben?

Sarah:

Ich bin Sarah, ich bin die Frau von Abram. Ich heiße Sarah. Sarah, das heisst: die Fürstliche. Aber mein Name, mein Name ist mir wie ein Hohn geworden. Ich bekomme kein Kind. Ich bin überhaupt nicht fähig, ein Kind zu kriegen, denke ich manchmal. Und ich bin sehr verzweifelt darüber, denn ich weiss, was das heisst. Ich bin Abrams Frau, und das heisst, dass ich dafür Sorge zu tragen habe, dass dieser Stamm, dass diese Familie weitergeht. Es ist nicht so wichtig, dass ich da bin, es ist wichtig, dass der Stamm weitergeht, die Familie, und es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, Kinder zu gebären. Ich bin sehr verzweifelt, ich weiss auch nicht, wo ich hingehen soll mit meiner Not. Manchmal fühle ich mich schuldig und frage diesen Gott, wie ich dazu komme, dass ich nicht gesegnet bin und nicht fruchtbar bin. Manchmal sehe ich die Blicke meines Mannes, und dann fühle ich mich sehr unter Druck. Damit diese Familie weiterleben kann, dieser Stamm, muss ich ein Kind kriegen. Und ich werde immer älter. Ich befürchte, dass mein Mann, der Abram, eines Tages zu mir kommen wird und sagen wird, ich nehme mir jetzt ein anderes Weib, weil du, Sarah, nicht fruchtbar bist. Ich fürchte mich vor dieser Erniedrigung.

Ich sehe meine Magd, die Hagar. Hagar ist jünger als ich, und Hagar ist schön. Ich überlege mir, was ich tun soll, ob ich nicht, bevor der Abram selbst auf die Idee kommt, sich eine andere Frau zu nehmen für seine Söhne, die Hagar selbst bitten soll bzw. Abram sagen soll, er soll sie nehmen, denn sie ist die Magd. Und wenn sie als Magd einen Sohn kriegt, dann gehört sie immerhin noch mir, und damit gehört das Kind auch mir. Ich denke, ich werde sowas tun. Ich werde zu Abram gehen.

Hagar:

Ich bin Hagar, eine Magd aus Ägypten. Zehn Jahre bin ich jetzt schon weg aus Ägypten. Da haben sie mich weggenommen in dieses fremde Land. Ich gehöre der Herrschaft, gehöre vor allem der Herrin, bin ihre Leibmagd. Es ist schon schwer in diesem Land, aber ich war sehr jung, wie ich daheim weg musste. Und es ist schon ein Elend, kein Geld zu haben, verkauft zu werden. Sicher gibt's die Möglichkeit, vielleicht einen der Knechte hier als Mann zu finden.

Aber die sind alle anders, vom anderen Volk. Ich würde auch gern Kinder haben. Aber da ist keine Chance drin. So bei der Herrschaft ist es ganz gut – manchmal – zu leben. Zur Zeit weiss ich noch nicht so recht, was los ist. Die Herrin wird älter und verbittert manchmal. Der Herr guckt in letzter Zeit so komisch. Redet manchmal mit mir ganz schön. Und dann, sagt sie, demnächst wollte sie mit mir reden. Irgend etwas ist im Busch.

Hagar:

Ich bin Hagar, und ich bin schwanger. Aber das war etwas. Das war es also, was im Busche war. Eigentlich, einerseits ist's verrückt: Ich werde wie ein Stück Vieh zu einem Mann geschickt.

Andererseits: der Abram, ein netter Herr, und er kümmert sich jetzt auch mehr um mich. Der Herrin gehe ich aus dem Weg jetzt. Die sieht noch verbitterter aus. Aber vielleicht wird es ja auch ein Sohn, und das hiesse, ich kann hier bleiben, er wird erben. Und dann kann sie mich eigentlich nicht mehr so benutzen.

Sarah:

Das ist also die Rechnung. Ich, die ich nicht fruchtbar bin, nicht schwanger bin, sage das zu meinem Mann, er soll sie nehmen. Und jetzt, wo sie schwanger ist, da spielt sie sich auf. Da bläht sie sich auf mit ihrem blöden Bauch. Stellt sich da hin, guckt mich an, als wäre ich ihre Dienstmagd oder noch wer Schlimmeres. Macht mir so richtig deutlich, was ich für ein Stück Vieh bin und nichts wert bin, weil ich nichts im Bauch hab. Mein Gott, musste das passieren. Das, was ich gewollt habe, jetzt also die Rechnung. Wie die dasteht und auf mich runterguckt, mir so richtig zeigt, was hier Sache ist, dass es überhaupt nicht gilt, ob sie Hagar ist und ich Sarah, sondern gilt, ob sie einen Sohn im Bauch hat, oder ein Kind. Ach, wie sie mir das zeigt. Ich bin völlig verzweifelt.



Ausserdem, wenn ich mir das ansehe, wie sie jetzt plötzlich den Abram ansieht... Immerhin hatte ich ja gehofft, dass wenn ich zum Abram sage: nimm meine Magd, dass sie immerhin noch meine Magd bleibt und nicht sein Weib in dem Sinne. Aber wenn ich sie mir jetzt ansehe, wie sie meinen Mann ansieht, den Abram, und wenn ich mir ansehe, wie auch der Abram guckt. Nicht nur, dass das Kind durch sie kommt und möglicherweise, möglicherweise nimmt er sie auch wirklich so zum Weib. Und ich bin diejenige, die wegzugehen hat, und völlig am Rande steht. Ich weiss nicht mehr, was ich machen soll. Aber es ist doch mein Mann. Ich werd' zu Abram gehen, und ich werd' mit ihm reden...

Sarah:

Hatte ich mir doch zumindest erhofft, dass ich mit dem Mann reden könnte, über meine Situation. Hatte ich mir doch erhofft, dass er, der Abram, Verständnis haben würde ein wenig für die Gefühle, die in mir vorgehen, ein wenig für mich als Person. Dass wir es bereden könnten, was jetzt passiert, hatte ich mir das doch erhofft. Aber er, er sagt mir ja ganz klar, wer ich für ihn bin, dass das überhaupt nicht zählt, wie es mir geht. Was zählt ist, was im Bauch ist, und was zählt ist, dass ich sein Weib bin als Rolle, und dass als Rolle die da meine Magd ist, das ist, was zählt. Nicht, wie es mir geht. Ha, deine Sache ist es, was ich zu tun habe mit Hagar, sagt er. Ist sie nicht deine Magd? Wo es vorher meine Sache war zu sagen, geh' hin und nimm sie. Für ihn ist doch nur der Stamm wichtig. Mit ihm nicht reden können und Hagar, die auf mich runter sieht... Um bestehen zu können gibt es nur eine Chance. Eine ganz einfache, fürchterlich einfache Chance. Ich bin Sarah, ich heisse die Fürstliche. Ich werde ihr zeigen, wer hier die Herrin ist. Ich muss es ihr zeigen.

Hagar:

Jetzt kehrt sie wieder die Herrin raus. Es ist halt doch so: Ich bin abhängig. Sie ist die Chefin auf dem Hof, und jetzt versucht sie, mich mürr zu machen. Sie kann es ja probieren, das Kind ist immer noch meines. Aber ich habe Angst, sie nimmt mir das Kind, und dann soll ich abhauen. Aber ich weiss den Weg. Ich bin ja schliesslich von Ägypten mit raufgezogen und weiss, wie es wieder zurückgeht. Ich heisse Hagar, die Flüchtende. Da hat man's wieder, abhauen kann man, das ist das einzig Mögliche. Und ich werde auch gehen. Die kriegt mich nicht, samt meinem Kind nicht.

Heidemarie Langer
Herta Leistner

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: «Wir sind keine Fremdlinge mehr. Frauen halten Gottesdienst». 80-85. Bezug: Evangelisches Missionswerk, Mittelweg 143, D-2000 Hamburg 13

PORTRAIT

Vom rechten Gebrauch des Kopfes

Der Versuch, meinen Weg zum Ort, wo ich heute stehe, zu beschreiben, stellt mich vor die Notwendigkeit, äussere Daten und innere Entwicklungen in einen Zusammenhang zu stellen. So gesehen, ist mein Leben lange Zeit sehr gradlinig verlaufen: Primarschule, Kantonsschule, Studium, daneben eine gut katholische Blauringkarriere. Aufgrund einer nicht sehr schweren, aber doch einschränkenden Behinderung hörte ich von klein auf den Ratschlag, die fehlende Kraft in den Beinen mit dem Kopf zu kompensieren. Ich tat das – meist sehr eifrig – erlas mir unzählige Buchwelten. Leider vergassen Eltern wie Lehrer die Vermittlung der Tatsache, dass Denken auch eine Frage der Auseinandersetzung, des Diskutierens und Streitens ist. Ich selbst kam erst kurz vor der Matura darauf. Angeregt v.a. durch Religionsunterricht und Jugendarbeit begann ich, über die Welt um mich herum nachzudenken. Da ich die Kirche als recht freien Denk- und Streitraum erfuhr, empfand ich es als naheliegend, Theologie zu studieren, um in der Kirche zu arbeiten.

Mein Hunger nach Leben – mein Leben in Beziehung mit anderen Menschen gestalten und Nachdenken über theologisch-philosophische und literarische Lebensäusserungen – fand während des Studiums Nahrung unterschiedlichster Qualität und Quantität. Vor allem eine Seite in mir wurde lange Zeit existentiell nicht angesprochen. Als einzige Frau in meinem Kurs genoss ich zwar eine Sonderstellung und wurde auch immer wieder nach meiner Sondermeinung gefragt. Als ich jedoch nach meiner Begegnung mit der feministischen Theologie – eine solche zunächst noch zaghaft zu formulieren begann, hörten die Fragen auf. Leider gelang es mir nicht, mit meiner Begeisterung über die neuentdeckte Frauengeschichte, über feministische Analysen und Utopien auch die anderen Frauen an der Fakultät anzustecken. Stattdessen erwarb ich mir einen Ruf, mit dem behaftet ich merkte, dass die Kirche nicht der erräumte freie Denk- und Streitraum ist. Mein Wunsch v.a. mit Frauen zu arbeiten, stiess auf Unverständnis. Als ich irgendwann genug davon hatte,

mich dauernd rechtfertigen zu müssen und zu hören, dass die Kirche mit weit wichtigeren Problemen als der Frauenfrage beschäftigt sei, suchte ich mir selbst eine Stelle in der Frauenarbeit.

Nach zweieinhalb Jahren «Frauenarbeit» war ich ausgelagt vom täglichen Kampf darum, Frauen-, Friedens-, Umwelt- und andere sogenannt linke Fragen zu thematisieren. Ich fühlte mich noch zu jung, um die für mich wichtigen politischen und theologischen Fragen in der Alltagsroutine versickern zu lassen und kündigte meine Stelle, ohne eine andere Perspektive zu haben.



Natürlich habe ich trotz einer gewissen emotionalen und finanziellen Absicherung im Zusammenleben mit meinem Freund ein wenig Angst vor der Zukunft. Durch verschiedene Ereignisse habe ich mich seit Beginn des Studiums immer weiter von der Kirche entfernt. Zur Zeit kann ich mir nicht vorstellen, in einer Gemeinde zu arbeiten. Zu vieles, was traditionell mit Kirche und Glauben verbunden ist, hat seinen Sinn verloren. Zwar bin ich, gemeinsam mit mir nahestehenden Frauen, auf der Suche nach neuen, frauengerechten Inhalten, aber diese Suche scheint im heutigen kirchlichen Klima nicht sehr gefragt zu sein. Zudem sind meine neuen Gedanken noch zu zerbrechlich, als dass ich es wage, sie dem rauhen Wind der kirchlichen Realität auszusetzen.

Ich hoffe nun, als freischaffende Theologin jene Themen bearbeiten zu können, über die nachzudenken sich lohnt. Am liebsten würde ich sehr oft mit Frauen arbeiten, nicht

weil ich meine, dass über andere Fragen nachzudenken nicht lohnt, sondern weil ich die Frauenfrage am besten studiert habe. Zudem glaube ich, dass im Aufbruch der Frauen wichtige Ansätze zu einer Veränderung des menschlichen Zusammenlebens enthalten sind. Frauen haben bisher kaum an der Verteilung der gesellschaftlichen Macht partizipiert, wurden aber bei konformem Verhalten geschützt und zum Teil sogar an den Früchten der Macht beteiligt. Wenn sie nun dieses Schema in Frage stellen und sich der Unsicherheit aussetzen, tun sie das in der Überzeugung, dass gerechtere Formen des Zusammenlebens möglich sind. Arbeit mit Frauen ist somit ein Stück Erarbeitung von Gegenwürfen. Daran möchte ich in Kirche und Theologie arbeiten.

Carmen Jud

BUCHBESPRECHUNG

Liebesgeschichten aus dem Patriarchat*

«Frauen werden unterdrückt. Und Frauen lassen sich unterdrücken. Und Frauen beteiligen sich an der Unterdrückung, an der eigenen und der anderer Frauen.» (9) Diese Feststellung steht im Vorwort des Buches der beiden österreichischen Soziologinnen Cheryl Benard und Edit Schlaffer, das sich, wie der Untertitel besagt, mit der übermäßigen Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren, befasst.

Weshalb lassen sich Frauen unterdrücken? Warum lieben sie Männer, die kaum den kleinsten Teil von dem zurückgeben, was sie von Frauen erhalten? Weshalb bleiben Frauen in Parteien, die ihre Interessen nicht vertreten? Wieviel Schuld haben die Frauen selbst an ihrer Lage? Weshalb ist es vielen Frauen auch heute noch letzten Endes wichtiger, Nähe zu Männern (zu einem gewissen Mann) zu halten, als sich konsequent für ihre Menschenrechte und die ihrer Schwestern einzusetzen? «Warum arrangieren sie sich, unaufhörlich, quer durch die Weltgeschichte?» (10) Diesen Fragen, die unbequem, aber deswegen nicht weniger drängend sind, muss sich, wie Benard und Schlaffer meinen, die Frauenbewegung heute stellen; eine Bewegung, die ihrer Ansicht nach, in Schwierigkeiten geraten ist, weil ihre Anhängerinnen zu versöhnlich waren und Männer zu sehr wollten. Einige der möglichen Gründe für dieses Verhalten von Frauen führen die Autorinnen im Vorwort ihres Buches an. Der eine: Frauen befinden sich als unterdrückte Gruppe in einer einmaligen Lage, da sie mit denjenigen, die ihnen die Rechte nehmen, zusammenleben und deshalb ständig gezwungen sind, zwischen Personen und Verhältnissen, zwischen einzelnen Männern, mit denen sie leben, und den Machtverhältnissen und Privilegien, die diese repräsentieren, unterscheiden zu müssen. Zudem bringt die Intimität des Zusammenlebens mit den Übergeordneten immer auch Vorteile und die Nähe zu ihnen immer auch Milderung der Macht. Ein anderer Grund: «Nicht allen Frauen geht es schlecht, wenn Männer herrschen.» (17) Vielen Frauen gelingt es, sich das Leben angenehm zu machen, auch im Patriarchat, und als Ehefrauen oder Freundinnen an der Macht der Männer zu partizipieren.

Frauen, die auf das Zusammenleben mit Männern nicht verzichten wollen, müssen versuchen, das Beste aus ihrer

Situation zu machen. Dieses Beste aber ist für die meisten Frauen ein Kompromiss, ein Arrangement mit den Gegebenheiten. Verschiedene Extremformen solcher Arrangements von Frauen werden von den Autorinnen im Hauptteil ihres Buches untersucht. Angeführt werden Biographien von «Musen und Gefährtinnen der Grossen» (25-44), «Der Frau an seiner Seite» (45-67) und «Töchtern aus gutem Hause» (68-101) und Interviews mit beruflich erfolgreichen Frauen (102-168) wie etwa Oriana Fallaci, Susanna Agnelli und anderen sowie Studien zum Privatleben emanzipierter Frauen (169-175). Alle diese Frauen verkörpern Wahlmöglichkeiten von Frauenleben, die zu den besten gehören, die Frauen heute haben und deren Reiz, aber auch deren Verhängnis Benard und Schlaffer zeigen wollen.

«Liebesgeschichten aus dem Patriarchat» ist ein witzig geschriebenes, in seiner Ironie zuweilen «bissiges» Buch, das aber nichts desto trotz, dank seiner scharfen Analysen und unbequemen Fragen auch emanzipierte Frauen zu einer kritischen Selbstbefragung herausfordern kann. 1981 zum erstenmal erschienen, besitzt es auch 1984 durchaus noch Aktualität.

Doris Jenny-Strahm

* Cheryl Benard/Edit Schlaffer, *Liebesgeschichten aus dem Patriarchat. Von der übermäßigen Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren*, Reinbek bei Hamburg 1981 (Fr. 19.80). [Taschenbuchausgabe 1984 (Fr. 7.80)]

Ökumenisches Forum christlicher Frauen in Europa:

Frau und Arbeit im krisengeschüttelten Europa

In Driebergen (NL) fand vom 10. - 14. Oktober 1984 ein Seminar des Ökumenischen Forums Christlicher Frauen in Europa (EFECW) statt. 72 Frauen aus 22 Ländern Europas, aus Ost und West, Nord und Süd, nahmen daran teil. Thema des Seminars war: «Zwischen Bedrohung und Hoffnung - Frau und Arbeit im krisengeschüttelten Europa». Am Ende der Tagung wurde folgende Erklärung verabschiedet. Sie ist das Ergebnis der viertägigen Arbeit und erhielt die Zustimmung aller Teilnehmerinnen:

Wir bejahen die Tatsache, dass die Arbeit ein Teil von Gottes Schöpfungsplan ist, dass sie wesentlich zur Erfüllung des menschlichen Lebens gehört und dass Gott die Verantwortung für unsere Welt zu gleichen Teilen den Frauen und den Männern anvertraut hat. Deshalb muss jede Arbeit den Frauen und Männern in gleicher Weise zugänglich sein und muss denselben Wert zuerkannt bekommen. Wir sind der Ansicht, dass der Begriff Arbeit all das bezeichnet, was zum allgemeinen Wohl beiträgt: die entlohnte Arbeit, die Kindererziehung und Hausarbeit und die ehrenamtliche Arbeit in allen Bereichen (sozial, kirchlich, politisch usw.). Es ist wichtig, Formen zu finden, um diese verschiedenen Arten der Arbeit neu zu verteilen. Das würde für Frauen und Männer folgendes bedeuten:

- Teilung von Arbeitsplätzen;
- reduzierte und zweckmässige Arbeitszeiten;
- gleichmässige Verteilung der Haushaltspflichten und der Verantwortung für die Bedürfnisse der Familie und Gesellschaft;
- die Anerkennung der für Kindererziehung und ehrenamtliche Tätigkeit aufgewendeten Zeit durch den Anspruch auf soziale Rechte und das Recht auf Altersvorsorge.

Wir sind überzeugt, dass wir die Analyse der politischen und wirtschaftlichen Strukturen vorantreiben und - ausgehend von der Erkenntnis, dass diese unsere Lebensbedingungen als Frauen einschränken - Strategien der Veränderung erarbeiten müssen. Das führt uns notwendigerweise auch zur Veränderung unserer eigenen Lebensweise. Wir können schon jetzt beginnen, für die Zukunft darauf hinzuwirken, indem wir unsere Töchter und Söhne ausserhalb der traditionellen Rollenstereotypen erziehen.

Wir fordern die Kirchen auf:

- die ehrenamtliche Arbeit von Laien, Frauen und Männern, anzuerkennen und aufzuwerten. Diese Arbeit schliesst die Teilnahme an Liturgie und Kult ein;
- den Platz der Frauen in den nicht geweihten Diensten anzuerkennen und aufzuwerten;
- den ordinierten Frauen den vollen Zugang zu den Ämtern zu öffnen;
- die Ausbeutung der Frauen, die für die Kirche arbeiten, zu verhindern.

Wir bitten die Kirchen, einzuschreiten, wenn die Frauen durch politische und wirtschaftliche Entscheidungen an den Rand gedrängt und benachteiligt werden - dies besonders in der heutigen Krisensituation.

Wir beauftragen das FORUM, ein Netzwerk zu bilden, das folgende Aufgaben fördert:

- die theologische Reflexion aus feministischer Sicht;
- Die Analyse der sozio-ökonomischen Stellung der Frau;
- Bewusstseinsbildung unter den Frauen mit dem Ziel, sich gegen jede Form der Unterdrückung zu wehren.

Die Kirche rufen wir dazu auf, Kirche im Dienste aller zu sein - dies in Treue und Vorbild Christi, der sein Leben für die ganze Menschheit hingegeben hat.

In ihm ist nicht Ost und West, Nord und Süd,
«In Christus gibt es nicht mehr Frauen und Männer.»

(inoffizielle Übersetzung des Schlussdokuments: Carmen Jud)

Filmtip:

Der Beginn aller Schrecken ist Liebe

ein Film von Helke Sander 1983

Verleih Schweiz: Filmcooperative Zürich

Zum Inhalt: Mit Selbstironie, Witz und Einfühlungsvermögen geht Helke Sander der Frage nach, wie eine Frau ihre Selbstachtung bewahren kann, wenn ihr Geliebter sie verlässt, ohne ein Wort der Erklärung.

Ich habe mir den Film angesehen. Und ich werde es nochmals tun, wenn er dann im Februar in Zürich zu sehen sein wird. Der Film hat mich fasziniert, gerührt, aber auch wütend gemacht. Ich finde ihn sehr vielschichtig und nicht leicht zu verstehen.

Im Zentrum steht die Liebes-Leidensgeschichte einer Frau mit einem Mann. Aber es geht auch um Frauenbeziehungen und Frauenfreundschaften. Im Film sind alle Frauen irgendwie mit der Geschichte verbunden. Sie lieben den gleichen Mann oder haben mit ihm ein Kind, sie verlieren, bekommen den Mann, sie teilen ihn auf vielfältige Weise. Sie trösten einander, helfen einander auf eigenen Wunsch, aber auch auf den des Mannes, der Frauen damit beauftragt, andere zu trösten, weil er eine von ihnen gerade wieder einmal verlassen hat. Da wurde ich zunehmend wütender, wieso das alles für einen Mann, für den es sich nicht zu lohnen scheint. Der nur geliebt werden will, selber aber nicht wirklich liebt. Das Ringen um diese Liebe, um Würde und die Selbstachtung, war für mich fast über die Grenze des Erträglichen aufgezeigt.

Doch möchte ich die Autorinnen Helke Sander und Dörte Haak auszugsweise zitieren, um ihre Beweggründe und Absichten für und mit diesem Film aufzuzeigen.

H.S. In DER BEGINN ALLER SCHRECKEN IST LIEBE wollte ich zeigen, wie eine Frau, die im landläufigen Sinne alles erreicht hat, die gebildet, emanzipiert, engagiert ist, reichlich Geld verdient - wie diese Frau die Erfahrung macht, dass ihr alles nichts mehr hilft in einem Konflikt der quasi privater Natur ist.

H.S. Wie erwachsen gehen Erwachsene miteinander um. Ein Thema, das über einen Film hinausgeht in all seinen Konsequenzen. Man müsste sehr viele Filme darüber machen.

D.H. Freya lebt in dem Glauben, in der Gesellschaft hätte sich etwas geändert, die Gleichheit der Liebe sei wenigstens ansatzweise hergestellt. Sie glaubt das auch noch, als sie ihre Freundinnen zusammenruft, um es mit ihnen noch einmal zu schaffen. Erst als die Frauen nicht mitmachen, begreift sie langsam, dass sich die Machtverhältnisse auch in den kleinsten Zirkeln nicht verändert haben. (...)

H.S. In der Vorbereitung zum Drehbuch haben wir uns ausgiebig mit Faschismus befasst und mit den persönlichen Befindlichkeiten, die einen dazu bringen, sich in bestimmten Situationen feige oder angepasst zu verhalten. Ein Verhalten, das in einer wenig brisanten politischen Lage keine Konsequenzen hat, auf ein paar Leute beschränkt bleibt und deshalb anscheinend vergessen werden kann. Die Wechselwirkung von Opfer und Täterverhalten hat uns dabei besonders interessiert - wie weit provozieren die Opfer womöglich durch ihr Verhalten das Verhalten des Täters - eine wichtige Frage im Zusammenhang mit der gesamten Entwicklungsgeschichte von Frauen. (...)

D.H. Die Freundinnen im Film, sind bereit einander zu trösten, noch ein Opfer zu akzeptieren, es zu hegen und zu pflegen. Aber wenn eine Frau ein anderes Verhalten an den Tag legt oder andere Wünsche äussert, sich minimal wehren will, wird das von den anderen Frauen als Aggression empfunden. Mit ihrem Opfer-Verhalten nehmen sie nicht nur die Wünsche der Männer vorweg, sondern äussern damit auch ihre eigenen. (...) Die Freundinnen Freyas nehmen sich - wie die meisten Frauen - selbst nicht ernst. Das ist eine Identifikationsfrage, geht über Probleme in Liebesverhältnissen hinaus.

Conni Kreienbühl-Jacomet

Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe der feministisch-theologischen Zeitschrift
FAMA

Redaktionsteam:

Monika Berger-Senn, Wolhusen
Silvia Bernet-Strahm, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Doris Jenny-Strahm, Basel
Carmen Jud, Luzern
Conni Kreienbühl-Jacomot, Zürich
Regula Strobel, Basel

Administrations- u. Redaktions-

Adresse:

Doris Jenny-Strahm, Verein
FAMA, Hebelstr. 97, 4056 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo Fr. 18.-
Gönnerabo Fr. 25.-
Auslandabo Fr. 20.-

Abonnementsbestellung gilt mit
Einzahlung (Bitte auf der Rückseite
des Einzahlungsscheins vermerken
ob Abo oder Spende). Kündigung
bis spätestens 3 Monate vor Ablauf
des Abo's. Einzelnummern (solange
Vorrat) Fr. 5.- plus Porto.

Postcheckkonto:

«FAMA» – Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA, 40-28628-3,
Basel

Fama erscheint vierteljährlich

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Schwesternstreit	2
Schwesternstreit – Konflikte unter Frauen: Silvia Bernet-Strahm	2
Wie gehen Frauen miteinander um? Beobachtungen an biblischen Frauengestalten: Monika Hungerbühler/Regula Strobel	6
Vom Streiten und Kämpfen: Gisela Recke	10
Eine Szene im Café: Ina Praetorius	11
Inspirationen –	12
Sara und Hagar: Heidemarie Langer/Herta Leistner	12
Portrait –	13
Vom rechten Gebrauch des Kopfes: Carmen Jud	13
Buchbesprechung	14
Liebengesichten aus dem Patriarchat: Doris Jenny-Strahm	14
filmtip: «Der Beginn aller Schrecken ist Liebe»:	
Conni Kreienbühl-Jacomot	15
EFECW – «Frau und Arbeit	15
In eigenen Sache	16
Hinweis	16

Die Bilder von Sarag Schuhmann sind entnommen aus einer Sammlung ihrer Photocollagen, Verlag Fröhlich und Kaufmann, Berlin 1983

HINWEIS

Gemeinsamer Kongress ausländischer und schweizerischer Frauen
**GEGEN FRAUENUNTERDRÜCKUNG, RASSISMUS UND
AUSLÄNDERFEINDLICHE POLITIK**

25. – 27. Januar 1985

im Quartierzentrum Kanzlei, Kanzleistrasse 56, Zürich

Programm:

Freitag 20 Uhr Referate von Edith Schlaffer und Jolanda Renner
Samstag 9 – 12 und 14 – 17 Uhr Arbeitsgruppen ab 19 Uhr Frauenfest
Sonntag 10 – 13 Plenum (Dazu sind im Gegensatz zu den Vortagen
auch Männer eingeladen)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer:

Silvia Bernet-Strahm, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern
Monika Hungerbühler, Eichenstrasse 4, 4054 Basel
Doris Jenny-Strahm, Hebelstrasse 97, 4056 Basel
Carmen Jud, Kasimir Pfyfferstrasse 12, 6003 Luzern
Ina Praetorius, Hohle Gasse 18, 8154 Oberglatt
Regula Strobel, Hardstrasse 33, 4127 Birsfelden
Conni Kreienbühl-Jacomot, Lettenholzstrasse 51, 8038 Zürich
Gisela Recke, Hohle Gasse 18, 8154 Oberglatt

In eigener Sache

Wie immer wären wir froh, auch von euch Artikel, Buchbesprechungen oder einfach Beiträge zu den jeweiligen Themen zu bekommen.

Die Titel der nächsten beiden Nummern lauten:

Keuschheit (Aprilnummer): Redaktionsschluss Ende Februar 1985

Feministische Theologie – Matriachale Spiritualität (Augustnummer)